

Schon die Aufeinanderfolge der drei gleichlangen Hauptabschnitte „Geist“, „Glaube“, „Gott“ deutet an, was bei der Lektüre dann genauer erkennbar wird: daß diese Glaubenslehren nicht im Sinne autoritativer Lehrsätze vorgeht, sondern im Sinne des menschlichen Subjekts, dabei jedoch nicht etwa nur durch die pure Existenz des Subjekts motiviert ist, aus der heraus sich das Subjekt sprunghaft zum Glauben entscheidet, sondern von der subjektiven Existenz des Geistes, die in ihrer Glaubensentscheidung gegenüber anderen Entscheidungen die besseren Argumente kennt und diese Argumente ins Spiel bringt. Keil kreist im ganzen Buch um das Zentrum der christlichen Feindesliebe, die er nicht nur ethisch, sondern auch im Hinblick auf die Theoriebildung ernst nimmt: Der denkend vorgetragene Glaube identifiziert sich sogar noch mit den vorgebrachten Gegenargumenten, denen er in Synthesen Recht verschaffen will; er ist „synthesisbildende Feindesliebe“ (16) und geht dabei den Weg der Selbstkritik, der Selbstbeschränkung, kurz den „Weg durchs Kreuz“ (23).

Hintergrund dieses Eingehens auf Gegner und Gegensätze ist die Situation des menschlichen Subjekts als solchen, das in seinem Versuch, sich selbst zu erfassen, merken muß, daß es seine Identität nur in unendlicher Reflexion gewinnen kann, d. h. in Wahrheit nie. Dem Wissen von mir selbst trete ich wissend gegenüber, dem Wissen des Wissens wiederum etc. Ethisch läßt sich dasselbe zeigen: Das Subjekt der Selbstbeherrschung muß wiederum von sich selbst beherrscht werden, dieses Selbst nun von neuem etc. — Dem Interesse der Einheit mit dem Feind liegt also das Interesse der Einheit mit sich selbst (transzendentes Ich) zugrunde.

Die Frage nach dem transzendentalen Ich mit den Denkmitteln Kants und Fichtes analysierend (besonders unter Berufung auf den späten Fichte, 23, 86, u. ö.), diese transzendente Ich als „Gott in uns“ (195) identifizierend, stellt sich der Autor jener Gegenwartssituation, die mit den Stichworten institutionelle Religiosität, Atheismus, Agnostizismus und religiöser Irrationalismus umschrieben werden kann. Analog zur transzendentalen Dialektik Kants entfaltet er eine „Dialektik des Gottesgedankens“ (168 ff) in These („Metaphysik ist denknotwendig“, 168) und Antithese („Metaphysik ist denkmöglich“, 170). Was ergibt sich daraus, daß die Aussagen über Gott auf keinen Fall einstimmig ausfallen, ja sogar widersprüchlich? Der Gottesbegriff wird dialektisch, aber wer ist dieser „dialektische Gott“ (177)? Indem ich sage, daß Gott unbegreiflich ist, habe ich schon Entscheidendes begriffen: Der Widerspruch eines Begreifens des Unbegreiflichen fordert von mir zweierlei, einmal für die Unbegreiflichkeit Gottes einzutreten, zum anderen aber für das Begreifen (das ja ganze Bibliotheken von Theologie hervorgebracht hat, wenn diese Literatur auch nur das Ergebnis hat, zu zeigen, daß man Gottes nicht habhaft werden kann). Das Begreifen des Unbegreiflichen weist zwar die Begrenztheit der Theologie auf, ist aber nichts weniger als nichts. Worauf gründet es sich? Keil antwortet in Übereinstimmung mit der gesamten christlichen Theologie: Es gründet in der Menschwerdung

Gottes selber, durch die uns etwas offenbar geworden ist, dem wir unausgesetzt nachdenken und nachleben dürfen.

Wien

Max J. Suda

■ LOEWENICH WALTHER von / MANNS PETER, *Luther für Christen*. Eine Herausforderung. (Herderbücherei Band 1249). (300.) Herder, Freiburg 1986. Kart. lam. DM 12,90.

Der 500. Jahrestag von Luthers Geburtstag hat zum 10. November (1483—1983) fast einen Meter Zuwachs in die einschlägigen Bibliotheken gebracht: Hellmut Diwald, Karl Heinz Jürgens, Hermann Kunst, Peter Manns, Helmuth Nils Loose, Heinz Zahrt. Was ist es um einen Mann aus beinahe grauer Vorzeit, dem in unserer ziemlich geschichtsfeindlichen Welt solches Interesse entgegengebracht wird! Prachtausgaben für das (nicht mehr ganz so) gebildete christliche Haus beider Konfessionen wecken Bedarf nach noch genauerer Unterrichtung — hier im Herderbüchlein 1249 ist sie! Nicht etwa „fast food“ für Diagonal-Leser, sondern eine solide Luther-Anthologie liegt da vor uns.

Walther von Loewenich, geb. 1903, Altmeister protestantischer Geschichtsschreibung und selbst Verfasser eines bedeutenden Luther-Werkes (³1983) gibt eine solide Biographie fernab vom Stil einstiger Anekdotensammlungen und Goldgrund-Malerei. Er liebt seinen Luther, aber er kennt auch dessen Krisenzeiten; er erläutert sie aus der Zeitgeschichte von damals und kommt dadurch zu gerechter Würdigung der Ereignisse etwa des Bauernkriegs oder des Verhältnisses zu den Juden, läßt auch die tragische Verhärtung nachfühlen, die zur Konfessionsbildung nach Augsburg 1530 führte.

Der römisch-katholische Kirchenhistoriker Peter Manns, geb. 1932, läßt Luther aus seinen Werken sprechen (93—300). Angesichts der Weimarer Ausgabe von Luthers Werken von über 100 Bänden ist das Vorhaben allein schon Wagnis. Der mittelalterliche oder der modern-freiheitliche, der friedliche Haus- und Studentenvater oder der Polterer, der Bewahrer kirchlicher Sitte im Übergang der Zeiten oder der Wegweiser ins Neuland — wer und was ist Luther? Manns gelingt es, diesem Luther überraschend viel Aussagen an manchmal unvermuteten Stellen abzurufen.

Er zeigt in Luthers frühen Briefen den werdenden Kirchenmann mit besten Voraussetzungen für eine glänzende Laufbahn und sehr selbständigem Urteil über Zustände und Personen, u. a. Erasmus von Rotterdam, und in Luthers Begleitschreiben an Erzbischof Albrecht von Magdeburg zu den 95 Thesen (99ff). Für die Darstellung der Rechtfertigungslehre als Luthers Hauptanliegen zieht Manns S. 109—180 besonders die große Römerbrief-Vorlesung aus der Zeit noch vor dem Ablassstreit heran, sozusagen noch Luther vor Luther. Noch kürzer findet man diesen Luther von 1516 in dem mitabgedruckten Brief an seinen Ordensbruder Georg Spenlein in Memmingen vom 8. 4. 1516 in klassischer Prägnanz (170). In der gegenwärtigen Diskussion über Eucharistie, Bischofsamt und Ordination kann das Ordinationszeugnis Martin Luthers für Fürst Georg von Anhalt

als Koadjutor des Bistums Merseburg vom 2. 8. 1545 wertvolle Dienste leisten. Seine Ermahnung könnte auch heute jedem Bischof in der ökumenischen Christenheit geistliche Grundlage für sein Amt geben. „Luther für Christen“ — „Tolle, lege! Nimm und lies“ Eine vorzügliche Anthologie; sie läßt verstehen, welch geistliche Kraft in Luther wirkte und ihn auch nach 500 Jahren zu einem Themen-Steller der Christen macht.

Leonding

Leopold Temmel

LEXIKA

■ GÖRRES-GESELLSCHAFT (Hg.), *Staatslexikon. Recht — Wirtschaft — Gesellschaft*. 7. Auflage, Bd. 2: Deutscher Caritasverband — Hochschulen (1320 Spalten). Herder, Freiburg 1986. Kld. DM 198,—.

Dem Editionsplan entsprechend liegt nun rechtzeitig der 2. Band dieses Standardwerkes vor. Über 225 Stichwörter betreffen u. a. so wichtige Themen wie Deutschland, Diktatur, Ehe und Familie, Emanzipation, Europa, Euthanasie, Evolution, Faschismus, Frauenbewegungen, Freimaurer, Gentechnik, Geschichte, Heiliger Stuhl und Hierarchie. Mancher Artikel ersetzt mit seiner präzisen und dabei doch umfassenden Information fast die Lektüre eines Buches. Auch zahlreiche biographische Artikel über wichtige Persönlichkeiten aus den Bereichen Kirche und Politik wurden aufgenommen.

Im Rahmen einer Rezension kann nur auf einige Beiträge eingegangen werden. Da der Rezensent Kirchenhistoriker ist, wird man ihm zubilligen, Stichwörter aus seinem Fachgebiet herauszugreifen. Für die „Katholikentage“ findet F. Kronenberg die treffende Formulierung, daß sie „immer ein Stück Zeitansage der Welt in die Kirche hinein und ein Stück christlicher Botschaft der Kirche in die Welt hinein“ sind. Die Deutschen Katholikentage setzten 1848 mit einer Versammlung in Mainz ein und signalisierten den „Beginn der Befreiung der Katholiken von der staatskirchlichen Bevormundung“; sie wurden zum Auftakt der Sammlung der katholischen Kräfte. Der politische Dialog spielt bis heute eine Rolle, auch ist die Bedeutung der Katholikentage nicht kleiner geworden. Der Beitrag von K. Repgen und A. Hillgruber über „Deutschland, politische Geschichte“ ist schon eine kleine Abhandlung. Nach klaren Begriffsbestimmungen folgt die eingehende Behandlung des 19. und 20. Jh., d. h. die Epoche von der Säkularisation bis 1949. Der Auflösung des Reiches folgt die Schöpfung eines österreichischen Kaisertums (1806) und der Deutsche Bund (1815–1866), der immerhin die Wahrung einer deutschen Einheit ermöglichte. Das Revolutionsjahr 1848 änderte nichts an der Verfassung, war aber doch eine tiefe Zäsur; es führte teils zu größerer persönlicher Freiheit der Bürger, teils zum Neoabsolutismus (Österreich 1851–1860). Daß es aber nicht gelang, einen Nationalstaat zu schaffen, sollte sich, nebenbei bemerkt, als eine der Wurzeln der späteren Erfolge Hitlers erweisen. Bismarck sprengte den Deutschen Bund (1866), was 1871 zur Gründung des Deutschen Reiches führte. Auch die weitere wechselvolle politi-

sche Geschichte über die Weimarer Republik und das Dritte Reich bis zur Teilung Deutschlands wird präzise herausgearbeitet. G. Wendt informiert über die „Evangelische Kirche in Deutschland“. Einsetzend mit der Reformation wird zunächst die Entwicklung bis 1933 skizziert. Sie steht unter dem Vorzeichen der Einigung der im 16. Jh. getrennten reformatorischen Bewegungen. Spannungen und Auffassungsunterschiede waren bis dahin und später nicht zu vermeiden, durchgehalten hat sie jedoch die Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft (in unterschiedlichen Graden). E. Schmitt, der die Französische Revolution behandelt, sieht in ihr „das unwiderrufliche Ende des Mittelalters“ (Ende der Feudalzeit, Übergang der Macht auf das Bürgertum). Die Freimaurerei, deren Geschichte und Bedeutung R. Sebott darstellt, hat ihr hehres Ziel, aufgrund der „Idee des Bauens“ all das zu tun, „was Leben erhält, fördert und schützt“, und all das „zu vermeiden, was Leben vernichtet, einschränkt oder verunstaltet“, einerseits oft nicht erreicht, andererseits ist die gepflegte Arkandisziplin vielfacher Skepsis begegnet, so daß die Zugehörigkeit ab 1738 immer wieder mit kirchlichen Verboten belegt wurde. Der „Codex Juris Canonici“ von 1917 belegte Katholiken, die Freimaurer wurden, mit dem Kirchenbann. Die noch bestehenden Probleme werden anschließend erörtert.

Eingegangen sei noch auf einige biographische Artikel. G. Jagschitz beschäftigt sich in fairer Weise mit dem österreichischen Bundeskanzler E. Dollfuß, der sich als Landwirtschaftsminister bewährte und der in schwieriger Zeit mit teils ungeeigneten Mitteln die Eigenstaatlichkeit Österreichs retten wollte. Wesentlich positiver schneidet der ebenfalls österreichische Bundeskanzler L. Figl ab, dem W. Mantl „Tatkraft, Optimismus und Geschick“ beim Neubau Österreichs nach dem Zweiten Weltkrieg bescheinigt, ja den er geradezu als „Symbol des neuen Österreich“ bezeichnet. Kardinal Joseph Frings erfährt eine sympathische Würdigung durch E. Hegel. An diesem Bischof erlebt man, wie sich eine zunächst eher blasse Persönlichkeit durch die Anforderungen des Amtes profilieren kann. Frings wird in Erinnerung bleiben als ein „weltoffener, geistiger und geistlicher Mensch“. Auch der weltberühmte Bischof von Münster Clemens August Graf von Galen, dessen Biogramm H. Hürten bietet, schien zunächst für das Bischofsamt wenig „disponiert“ zu sein. Er erlangte jedoch historische Größe als „Verteidiger der kirchlichen Rechte, der sittlichen Ordnung und der Menschenwürde“ in der Zeit des Nationalsozialismus. Daß bei den Literaturangaben der gute Artikel von E. Hegel in dem von E. Gatz herausgegebenen Lexikon „Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945“ (Berlin 1983) unberücksichtigt blieb, ist schwer verständlich.

Aus Raumgründen müssen wir hier abbrechen. Daß es interessant war, in dem Band zu blättern, zu lesen, zu vergleichen, mag von untergeordneter Bedeutung sein. Wichtiger ist es, daß die Fülle der gebotenen Informationen dazu motiviert, das Werk, das man immer wieder mit Gewinn zur Hand nehmen wird, nachhaltig zu empfehlen. Wir freuen uns schon auf den 3. Band.

Linz

Rudolf Zinnhobler